

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1848) Unterhaltungsblatt

72 (15.9.1848)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 15. September 1848.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

No. 72.

Lenardo da Sessa.

Novelle von Friederike Lohmann.

König Wilhelm II. von Sizilien war kinderlos gestorben, und als Erbin seines Thrones, trat seine Tante, Constantia, Kaiser Heinrich VI. Gemahlin auf. Doch die Sizilianer, den Deutschen abhold, und die fremde Herrschaft fürchtend, wählten Tanfred, den unächten Sohn ihres Bruders, zum Könige. Von den Großen, wie dem Volke willkommen geheißen, trat er seine Regierung an, deren Recht nur der Flecken seiner Geburt schmälern konnte, vermählte seinen ältesten Sohn Roger mit der griechischen Prinzessin Irene, kämpfte mit den Deutschen, bald siegreich, bald unterliegend, bis Roger in Palermo starb, und er selbst nur noch Zeit hatte, seinen jüngern Sohn Wilhelm krönen zu lassen, ehe er dem Aeltern ins Grab folgte. Wilhelm, kaum dem Knabenalter entwachsen, unter der Leitung seiner Mutter Sybille herrschend, war dem gewaltigen Kaiser ein verächtlicher Gegner; siegend drang er in Apulien ein, unterwarf sich schnell das Land, von den erschrocknen Anhängern Tanfreds ungehindert, und zog im November 1194 als König in die Hauptstadt Siziliens. In feierlicher Prozession kamen ihm die Einwohner entgegen, die Straßen dampften Weihrauchdüfte, reiche Stoffe und Teppiche waren ausgehangen, blendende Pracht strebte die Furcht und den Haß zu verhüllen, der im Innern der geschmückten Wohnungen sich barg. Heinrich, von seinen Söhnen, und einem erlesenen Heere umgeben, zog finster und stolz durch die zitternden Reihen, sein hartes Gemüth lag unverschleiert in seinen Zügen, es galt ihm gleich, ob ihn Liebe oder bange Furcht empfing, ja die stumme Unterdrückung des widerstrebenden Volkes, schmeichelte dem Weltgebieter, und ward die Aufgabe seines Lebens. Neben ihm ritt sein Bruder Philipp, um viele Jahre jünger als er, heiterer und weicher von Gemüth, herrschlustig wie sein ganzes Geschlecht, aber mild demütht, die Unterworfenen über ihr Geschick zu täuschen, wo er es nicht versüßen konnte. Er sah mit freundlichen aufmunternden Blicken umher, und schien den Zagen den ein Bild des Lebens, neben dem schrecklichen Todesengel.

Von ihren Anhängern verlassen, hatte sich Tanfreds unglückliche Familie in das feste Schloß Kalata Belota geehret, dessen Besatzung, größtentheils Sarazenen, standhaft an ihrer Treue hielt, und sich verzweifelt vertheidigte. In namenloser Angst sammelte die Königin Sybille den kleinen Kreis ihrer Lieben und Getreuen um sich her, ungewiß, ob sie das Recht des jungen Königs, oder nur sein Leben erhalten sollte; zwei kleine Töchter, Albina und Constanze, fühlten das Unglück ihres Hauses noch kaum, aber die Wittve des Thronerben Roger, die Prinzessin Irene, stand der Mutter mit muthiger Seele zur Seite. Von ihren Dienern und Dienerinnen hatte die Gefahr die Meisten entfernt; was nun übrig blieb, war geläutertes Gold, waren nicht mehr Fürstendiener, sondern Freunde und Unglücksgegnen.

So folgte dem fünfzehnjährigen Könige ein älterer Gespieler, Lenardo da Sessa, ein Jüngling, der schon Wilhelms erste Schritte begleitet, seine Spiele getheilt hatte, und mit einer zarten Neigung an ihm hing, die bis jetzt den härte-

sten Versuchungen trotz bot. So blieb der Königin ein alter Diener, Graf de Castro, unerschütterlich treu, obschon Kaiser Heinrich alle Lockungen des Glanzes und der Ehre an ihn verschwenden ließ. Unter seinem Befehle stand die Besatzung des Schlosses, und nur über seiner Leiche schien Heinrich den Eingang hoffen zu dürfen.

Lenardo's Mutter hatte der Königin gedient, seinen Vater hatte er früh verloren, aber es lebten ihm, zu König Wilhelms des II. Zeit, mehrere Oheime in Palermo, die sich zu den höchsten des Landes rechneten, und dem Throne ganz nahe standen. Heinrichs und Constantins Partei, wußte diese ehrgeizigen Männer zu gewinnen; sie wurden Verräther an Tanfred, als er die Krone ergreifen wollte, und ihr Blut begoß die Stufen des Thrones. Nicht unempfindlich blieb Lenardo bei dem Untergange seines Geschlechts; die Freunde und Anhänger der Seinen, die zahlreichen Diener der gemordeten Grafen, die trostlose Wittve des ältesten — mahnten ihn heimlich zur Flucht und Rache auf, und sein alter Großvater, der im hohen Rhätien ein einsames Schloß bewohnte, sandte Boten nach Palermo, ihn in die Schweiz zu rufen. Ein Kampf, wie ihn die friedlich beschirmte Jugend selten erfährt, zerriß nun das Herz des armen Lenardo; er schlich finster und ungefällig umher, fürchtete auf jeden Schritt die Verbündeten der Sessa, und sah sich überall, selbst in die tiefste Einsamkeit, von den Boten seines Ahnherrn verfolgt, die mit glühender Beredsamkeit, das herrschende Gefühl seiner Seele, die Liebe für das Königshaus, zu vertilgen strebten. Was sie sagten, faßte schmerzlich Wurzel in seiner Brust, er konnte sich einer bängigen Scheu vor dem Könige nicht erwehren, und rang auf nächstlichem Lager mit dem Zweifel, ob es nicht wirklich Sünde sei, unter den Flügeln des Adlers zu rasten, der das Nest der edlen Falken von Sessa zerstört habe. Aber wenn er in Sybillens Nähe kam, schwiegen diese tobenden Zweifel; sie war ihm Mutter gewesen, seit er die Urheberin seines Daseyns verlor; unter ihren Augen war er mit Wilhelm aufgewachsen, ihm hatte sie das Kind vertraut, seine Bruderliebe hielt sie für den unveräußerlichen Schatz des Jünglings. Er mochte dann den Gedanken nicht denken, von dem Prinzen zu scheiden, alle lieblichen Bande der Jugend zu zerreißen. Selbst die üppige Schönheit seines Vaterlandes, Siziliens glühende Sonne, seine goldnen Früchte, sein unverwelkliches Grün, schienen ihm unentbehrlich zum Glück; ein erstarrendes Gefühl ergriff ihn, bei der Vorstellung, unter einem andern Himmel zu leben, wo die Natur, statt des lachenden Reizes, nur das Gepräge erhabener Größe und schauerlicher Wildheit trug. Dort war er ein Fremder unter Fremden, wenn gleich im Hause seiner Väter. Den alten Grafen da Sessa hatte er nie gesehen, seine Mutter hatte ihn stets gefürchtet, weil er ihrer Jugendliebe feindlich gewesen war, und als er nach ihrem Tode das zurückgelassene Kind begehrte, war der Knabe Lenardo glücklich, daß die Königin ihn nicht reisen ließ, und die Boten aus der Schweiz ohne ihn wieder ihres Weges ziehn mußten. Dies alles schwebte ihm hell und deutlich vor, um den Widerstand seines Herzens gegen die Trennung zu erklären, aber er wußte nicht, welch ein

geheimen mächtigen Gefühl, stärker als Freundschaft und Dankbarkeit, zauberischer, als die Bewunderung der Schöpfung, ihn festhielt. Mit seinem jungen Leben war Liebe und Anbetung für Irene gewachsen, er sah in ihr den Inbegriff des Schönen, Unerreichbaren; seit sie erschienen im Glanz ihrer Reize, ausgezeichnet durch die feinere Bildung ihres Vaterlandes, lieblich wie ein höheres Wesen, war ihr Anschauen seine Seligkeit, und ihr zu dienen, der Zweck seines Lebens. Weit entfernt, die Natur dieser schwärmerischen Liebe zu erkennen, wünschte er nichts, als was er empfing; ihr Blick, ihre Rede beseligte ihn, wie der Strahl der Sonne ihm leuchtete, den er mit allen Erschaffenen ohne Neid und Anmaßung theilte. So verwechselte seine Phantasie die Furcht von ihr zu scheiden, mit dem Gedanken, in freudloser Wildniß, ohne Licht und Wärme zu leben. —

Wondenlang hatte sein Kampf gedauert, als ihn ein unwiderstehlicher Trieb eines Tages zwang, das gepreßte Herz zu den Füßen der Königin aufzuschließen. Er gestand ihr was er litt, wie er zweifelte, und forderte ihren Rath. Eybille wagte keine Entscheidung, aber der junge Prinz Wilhelm umfaßte Lenardo, und beschwor ihn unter Thränen, ihn nicht zu verlassen. „Nimm mir Alles,“ sagte er, „aber laß mir den Freund! Ach, Lenardo! richte mich zu streng über die Könige; sie sehen so schauerlich allein, können nicht vertrauen, und werden nicht geliebt! Du liebst mich, ich lasse Dich nicht aus meinen Armen, und Du kannst auch nicht von mir gehen.“ —

Lenardo drückte den weinenden Jüngling fester an sich, sein nasses Auge fiel auf Irene. „Bleibe hier, Lenardo,“ sagte sie, „laß Dein kindliches Herz nicht von fremden Sitten befecken. Wer Rache predigt, ist kein Christ, denn der Herr will vergelten, weil er ins Verborgene sieht! Folge Deinem Herzen, Lenardo, und bleibe Wilhelms Engel.“

Ein zündender Blitz erleuchtete Lenardos Seele, er wußte in diesem Augenblick, wem sein Daseyn gehöre. Die Macht der Liebe entriß ihm das Versprechen zu bleiben; alle Zweifel waren gelöst; in einem ehrerbietigen Schreiben bat er den alten Grafen um Vergebung, daß er seinem Ruse nicht folgen könne, ohne die Treue zu brechen, die mit seinem Leben Eins sei. Er verließ nun die Umgebungen des Hofes so wenig als möglich, damit keine neue Versuchung ihm nahen möge; und die ängstlichen Gedanken, die noch zuweilen in ihm aufstaueten, verschwanden ganz, als König Tancred ins Grab stieg. Der jugendliche Wilhelm war rein von jener That, ihm konnte er anhängen, sein Engel konnte er bleiben, wie ihm Irene gebot. Indessen näherten die Tage der Gefahr. Heinrichs Heere rückten heran, die furchtsamen Barone fielen von Wilhelm ab, seine Städte öffneten dem Feinde die Thore. Nur ein geringes Häuflein Getreuen zog mit der Königin in Kalata Velota ein; unter ihnen hielt sie Lenardo wie ihren Sohn, und ehrte de Castro gleich einem Vater. Aber Beide begegneten sich nur in ihrer Liebe zu der Herrscherin, in allem Uebrigen waren sie streng entzweit; de Castro haßte den Namen Eysa! er wußte um den geheimen Zusammenhang, den die Witwe des ältesten, aus klösterlicher Einsamkeit mit Lenardo unterhielt, er kannte die Ueberredungen, mit welchen man ihn zu verführen suchte, und vertraute seiner Treue. Selbst das offene Geständniß seiner Gewissensrügen und Zweifel, das er der Königin mit jugendlicher Unbesonnenheit ablegte, ward eine scharfe Waffe gegen ihn in de Castros Hand, und da es seinen Warnungen nicht gelang, den Verdächtigen aus der Nähe des Königs zu verbannen, beobachtete er wenigstens jeden seiner Schritte mit so finstern Misstrauen, daß es Lenardo nicht verborgen bleiben konnte.

Ein hartnäckiger Angriff der Kaiserlichen war zurück-

geschlagen, nächtliche Stille verbreitete sich über das Schloß, und bedeckte Blut und Wunden mit dustigem Schleier. Die Königin mit Irene, und den kleinen Prinzessinen, saßen dicht aneinander geschmiegt, betend und weinend, der junge König stand am tiefen Fenster, und beobachtete den Rückzug der Feinde, und jetzt trat Lenardo ein, die tröstliche Kunde zu bestätigen. Aber wie auf den Wällen und Zinnen alles wachsam blieb, wie der erbitterte Kaiser mit den Seinen, über die Bezwingung der Beste Rath hielt, so dachte Niemand von der königlichen Familie daran, sich zur Ruhe zu begeben. „Wie lange noch,“ sagte Eybille, „und wir werden dennoch der Raub unseres Feindes. Unsere Getreuen opfern ihr Blut vergebens, begraben sich nutzlos unter den Ruinen dieses Zufluchtsorts. Was wird dann unser Schicksal seyn? Tancreds Haus soll untergehen, wir verzögern dies Schicksal, aber wir ändern es nicht, und unser Widerstand mehrt die Wuth des schrecklichen Kaisers.“

„Tapferer Widerstand ehrt den Unterliegenden,“ antwortete Wilhelm, „ich bin noch jung, doch mein Volk hat mich mit der Krone geschmückt, ich meine, ich darf sie nur im Tode aufgeben. Wilhelm der Dritte kann als Jüngling sterben, aber möchte man dann von ihm sagen: er würde ein ächter Mann und König geworden seyn. — Unsere Besatzung wankt nicht, de Castro hat geschworen, den letzten Stein des Schloßes zu vertheidigen, wir haben eben einen Sieg gesehen!“ —

„O daß ich denken könnte wie Ihr,“ sagte Lenardo, „oder daß ich de Castros unerschütterliches Herz hätte. Glaubt mir, er sieht Euren Untergang, wie die Königin und ich, aber das Trugbild der Ehre verschließt seinen Blick vor den Schrecken, denen wir entgegengehn. Die Besatzung wankt nicht, sie wird noch manchen Sieg erfechen, doch immer schwächer wird ihre Zahl; zitternd zählte ich heute Bewundete und Todte; unser Vorrath aller Art mindert sich, schon deuten de Castros Befehle auf Mangel an Speise und Wein. Jeder Tag verzehret unsere Kräfte, und stürzt die Mittel des Kaisers vor unseren Thoren.“

„Du hast Recht, Lenardo,“ rief Eybille, „warum haben wir uns nicht früher unterworfen, wo Vertheidigung Wahnsinn ist. Sein ist das Land, er nehme auch die traurige Krone; ich zittere sie noch auf Wilhelms Haupte zu wissen. Ach! Zwei, die sie trugen, sind schon zu den Schatten gegangen!“

„Ihr seid todtenblaß, Lenardo,“ sagte Irene, „und werdet es immer mehr. Seid Ihr verwundet?“

„Nur unbedeutend,“ erwiderte er, „ein Pfeil streifte meinen Arm.“

„Laßt uns die Wunde sehen,“ fuhr die Prinzessin fort, „setz Euch nieder, Zoe soll Euch Balsam auflegen, und einen bessern Verband. Der Schmerz, die Mattigkeit vermehrt Eure Sorge um unser Schicksal, und Eure schwarzen Phantasien ängstigen die Königin. Wir wollen de Castro nicht verkennen, und den frühen Heldenfinn des Königs ehren; der Enkel der kriegerischen Normannen darf nicht anders denken. Auch der Kaiser stammt von Helden ab, er wird gewiß unsern Widerstand achten, und uns ehrenvolle Bedingungen geben, wenn wir uns unterwerfen. Und vielleicht müssen wir das bald. Dann ist es königlich ein hartes Schicksal würdig zu tragen, und sich zu beugen, nicht vor Heinrich, sondern vor dem Herrn der Heerschaaren. Sieh nicht so finstern zu Boden, mein königlicher Bruder, blicke auf Deine weinende Mutter, und gedenke ihrer Sorge.“

(Fortsetzung folgt.)

Holstein.

Der Holsteiner hat eine kräftige, frische Natur, er lebt meist im Wohlstande und braucht namentlich in den üppigen Marschen dem Boden seine Erzeugnisse nicht abzutragen, geringe Nachhülfe ist seine ganze Arbeit. Das weibliche Geschlecht dürfte leicht zu den schönsten Deutschlands gezählt werden; eine blühende Gesichtsfarbe, ein sprechendes Auge ziert den schlanken ebenmäßigen Wuchs; das Organ ist voll und rund; der mit Sammtstreifen besetzte bunte Faltenrock, die knappe Schniehjacke und der kleine runde Strohhut mit dem flatternden Bande am Kinn läßt auf den Fremden keinen unangenehmen Eindruck zurück; so die Geest wie die Mädchen der Marschen, nicht so behende wie diese ist übrigens der Schlag der jungen Burschen; die holländische Bequemlichkeit, ja selbst Trägheit läßt mit den Holsteinern eine Art Stammverwandtschaft vermuthen; und nebenbei scheint der Soldatenstand gerade auch nicht zu ihren Leidenschaften zu gehören; es ist dies namentlich in den Städten der Fall; diese waren bis jetzt der Militärpflicht nicht unterworfen, und Tausende von Marken würden gerne von den ängstlichen Eltern für das liebe Mammenkindchen bezahlt werden, welches bereits seine wissenschaftliche Ausbildung in einer der großen Comptoirstuden Hamburg's, Altona's &c. begonnen hat, wäre dem Lieb-linge vergönnt, seine Heldentlaufbahn am Ladentische zu vollenden. Bei dieser Classe erstreckt sich daher auch der ganze Patriotismus auf ungezwungenen Geldbeitrag, mehr zu verlangen scheint naturwidrig. Man erzählt sich, ein reicher Bauer — es gibt welche, die ein jährliches Einkommen von 80,000 Mark haben, — dessen Sohn dieses Jahr militärpflichtig ist, habe alle Wege zur Befreiung desselben versucht und nichts unterlassen, selbst bei dem kommandirenden General sich verwendet, und sich gerne zur Loskaufung mit 4000 Mark erbieten, worauf ihm jedoch die Antwort geworden: „Wenn die Holsteiner Jungens einen solchen Werth haben, so schickt sie nur, als Soldaten sollen sie dann das Doppelte gelten.“ — Freilich nirgends die Regel ohne Ausnahme, und wenn ich von der männlichen Jugend noch weiter anführe, daß die Holsten Love (Treue) hochgeachtet werden muß, so sind sie nebenbei mehr Verstandes- als Gefühlsmenschen; die Mädchen aber halten sich nett und reinlich, lieben selbst ausländischen Habit und die Weiber halten viel auf allerlei schönen Hausrath. Schon Dankwerth äusserte sich in diesen Worten; auch sind sie mit des Schöpfers Wille am 6. Tage der Welterrschaffung: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ vollkommen einverstanden. Klösterliches Leben mochten und mögen sie nicht gut leiden, und als die Dithmarschen in Folge eines Gelübdes vor der Schlacht bei Hemmingstedt — 1500 — ein Nonnenkloster gestiftet und reichlich ausgestattet hatten, da warteten sie vergebens auf Jungfrauen, welche es beziehen sollten; schon im Jahr 1516 wurde dasselbe abgebrochen, nach Lunden verlegt und mit Barsüßermönchen besetzt. — Und es erzählt der alte Heldvater; „In Reinbek stach die Nonnen in Abwesenheit ihres Probstes der Jettel, daß Privirin, Subpriorin und der ganze Convent 1528 ihr Kloster mit allen Besizungen an Friedrich II. für 12,000 Mark ver-kaufen, und in ihrem Abzug aus der babylonischen Ge-fangenschaft zum Balet ein herrliches Bankett hielten, Fen-ster, Tische und Bänke entzwei schlugen und mit Freuden davon zogen, also, daß der Probst ein ledig Nest fand, und waren ihm die Tauben entflohen.“ — Und wie die Jung-frauen vor 300 Jahren dachten, hat sich bis jetzt nationell festgehalten! Ihr Gefühl beherrscht den Verstand, daher auch ihre kindliche Theilnahme an dem Vergnügen selbst der Frem-den. Als am 29. August ein junges Mädchen ihren mili-tärischen Gast sinnend schreiben sah, fragte sie eifrig und

halb erschrocken, was er thue. Er setzte ihr auseinander, daß seines Fürsten Geburtstag sei, und die Hände zum Himmel hebend, sprach sie bewegt: „Maak, Herr, den Fer-sten groot und to Spott sinen Fiend!“ Und als der Fremde fortfuhr ihr zu bedeuten, daß er auf diesen Tag zur Erin-nerung ein Gedicht machen wolle, sagte sie trozig, indem sie glaubte dichten wäre so viel als lügen, „o wat schölen solle Saaken? wer will sik ünneestahn, de to bedrievon?“ besser nun belehrt gab sie sich zufrieden und äusserte wohlgefällig: „wann ick denn nich mit dichten kann, will ick beden.“

Viele Gebräuche namentlich in der mütterlichen Erzie- hung der Kleinen findet man ganz gleich hier, wie in Süd- deutschland, und ich traute kaum meinen Ohren, als ich ein Gebet den Kindern am Abende vorsagen hörte, welches in Süddeutschland von Ammen und Müttern so häufig ge- braucht wird, und manche Erinnerung in mir rege machte; es heißt wörtlich:

„In dem Bedd ick trede,
Beertein Engel nehm ick mede,
Iwe to minen Höven,
Iwe to minen Föten,
Iwe to miner rechten Sied,
Iwe to miner luchtern Sied,
Iwe de mi decken,
Iwe de mi wecken,
Iwe de mi den Weg wisen
To den himmlischen Paradiesen.“

Wenn in hohen Tirkeln vielleicht nicht bekannt, aus denen so manche Gemüchlichkeit verbannt ist, und welche, weil ihnen bei ihrer Flachheit tiefere Einsicht abgeht, der- artige Einfältigkeiten belachen, so bin ich doch sicher, daß, wer den Charakter einzelner Stämme und Völker gründlich erforscht, und Sitten und Gebräuche im Salon wie in den Hütten beobachtet, solchen Entdeckungen und Vergleichen viel Gewicht beilegt.

Die Wohnungen nun in Holstein betreffend, so mahnen sie theilweise an die Hütten des Schwarzwaldes. Auf der Geest findet man die Stuben, die Scheunen und die Ställe in demselben Gebäude, welches keinen Schornstein hat. Die Einfahrt geht durch ein großes Thor über die Diele. An den Seiten dieser Diele steht das Vieh mit dem Kopfe nach Innen gekehrt; am Ende der Diele ist der Heerd, an den Seiten sind Ausgänge nach dem Hofe, und hinter dem Heerde befinden sich die Wohnstuben; aus dem Ganzen geht hervor, daß die Häuser jämmtlich einsiedlig sind; die Diele der ge- räumigste Platz im Hause, theils mit Platten belegt, theils mit Lehm ausgetreten, dient, namentlich bei schlechtem Wet- ter, zum Aufenthalt, wobei das liebe Vieh rechts und links die Köpfe aus den Lücken hereinstreckt. Die Betten in den ganz ungeräumigen Wohnstuben sind eine Art Wandschrank mit einem Vorhange verkleidet, und selten so lang, daß sich ein ausgewachsener Mensch — ich meine der Länge nach und nicht etwa auf dem Rücken oder der Brust — ausstrecken kann; häufig liegt man daher in diagonalen Linie. Der Geruch in diesen Gemächern ist weder aus den Fabriken Kölns noch den Parfümerien der Stadt Paris, noch weni- ger sind die Blüthen der Drangenwäldchen Italiens daran Schuld, und öfter könnte man über einen solchen Bettkasten schreiben: „Dahinten aber ist's fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht.“ — Doch eben fährt ein Bauern- mädchen mit zwei stattlichen Schimmel vorüber, sie hält schelmisch lächelnd die Zügel der tobenden Rosse, der Strohhut sitzt mehr nach dem linken Ohr und ein grünes Band ist dem Wehen des Windes Preis gegeben; sie fährt auf

den nahen Luisenberg, wo ihr Bruder seine Braut gefunden hat. — Ein andermal mehr. (M. Wbl.)

In Holsteiner Mundart. *)

De eene Naversch besöcht de anner und seggt:
 Wat rükt dat hier so schmußig bi Jüm?
 „Ja,“ seggt de anner, „wi hem of slacht.“
 Wat hem jüm denn slacht?
 „En Hön!“
 Gott bewaar uns! wo will'n jüm mit all dat Fleisch hen?
 „Ja unser Dochter schall Hochtid geben.“
 Wem schall se denn hem?
 „De lütje Peter Mortens sin Sön ut Snorchoi.“
 Hat de wat to'm Besten?
 „Ja woll: een Ko und een Swien und een strumpsteerte
 Hön und dritthalv Mark in't Geld und anderthalv Ael
 in de Büren.“
 Gott bewaar uns! wat kummt de Deern gut to Brod!

*) Der eine Nachbar besucht den andern und sagt: Was riecht das hier so schmußig bei Jüm? „Ja,“ sagt der Andere, „wir haben auch geschlachtet.“ Was habt Ihr denn geschlachtet? „Ein Huhn.“ Gott bewahre uns, wo wollt Ihr mit all dem Fleisch hin? „Ja, unsere Tochter soll Hochzeit haben.“ Wen soll sie denn haben? „Des kleinen Peter Mortens seinen Sönn aus Snorchoi.“ Hat dieser was zum Besten? „Ja wohl, eine Kuh und ein Schwein und ein straupigtes Huhn und dritthalv Mark in Geld und anderthalv Ael in den Kästen.“ Gott bewahre uns! was kommt die Dirne gut zu Brod.

Blutrechnung eines Hofrichters aus der Pfalz vom Jahr 1716.

1) Den Deliquenten zu beschütigen, ob an ihm schon eine Execution vorgenommen, 1 fl. 30 fr.; 2) mit den Instrumenten zur Tortur „aufgewartet,“ 1 fl. 30 fr.; 3) den Daumenstock angelegt, 2 fl.; 4) den Galgen „aufzubrennen“ 3 fl.; 5) die Zunge auszuscheiden, 5 fl.; 6) die Hand abzuhauen, 5 fl.; 7) einen Gotteslästerer an den Pranger gestellt, 2 fl.; 8) eine Hautschelle dazu, 2 fl.; 9) Einen, dessen Geripp von seinem Cadaver am Hochgericht abgefallen, unter das Gericht begraben, 2 fl.; 10) Einen aufs Rad gelegt, 12 fl.; 11) Einen geviertheilt, 12 fl.; 12) Eine Malefizperson mit dem Wagen zur Gerichtsstelle hinausgeführt, 3 fl.; 13) Einen im Sack erlöset, 5 fl. u. s. w.

Der deutsch-dänische Waffenstillstand.

Die Waffen sollen sämtlich stehen still,
 Gerade bis zum 1. des April!
 Dann wird der Reaktion es sicher glücken,
 Die deutschen Völker in April zu schicken!

Aus den Fresken in der Paulskirche.

Weiter nichts.
 Centralgewalt! Centralgewalt!
 Wie mächtig das, wie prächtig schallt!
 Zum Unglück aber fehlt ihr halt
 Das Centrum noch und die Gewalt.

Miscellen.

× Zur Kenntniß der Cholera. Die wichtige Entdeckung, daß die Ursache der Cholera in der Luft liege, und zwar in gestörten Verhältnissen der Elektrizität und des Erdmagnetismus, hat bereits zur Aufstellung von Schutzmitteln

gegen die Krankheit geführt, die auf jener Entdeckung beruhen. So fertigt der Hofmechanikus J. Amuel in Berlin, galvano-elektrische Ketten, von denen er viele nach St. Petersburg sandte. Nach den jetzt eingegangenen Berichten, ist keine der Personen, welche eine solche Kette trugen, von der Krankheit befallen worden, und es wird immer mehr gebräuchlich, sich mit solchen Ketten zu versehen. Es kostet eine nur 20 Sgr.

× Nach einem Schreiben eines russischen Gelehrten haben die Schwalben während der Cholerazeit ihre Nester verlassen; jetzt kehren sie wieder. Die Blutzegel wollten nicht anbeißen, und hielten sich auf dem Grunde der Gefäße, jetzt schwimmen sie wieder oben auf und beißen an.

× Die Auswanderungen beginnen bereits in einem großartigen Maßstabe. Ueberall bilden sich Vereine zur Förderung derselben. Eine Gesellschaft in Nürnberg will ein Stück Land von 24,000 Morgen Feld ankaufen und umroden lassen, um es sodann ohne Profit zum Selbstkostenpreise an einzelne Auswanderer abzulassen. Dadurch wird der Neben Zweck „Errichtung einer größeren deutschen Colonie“ erreicht. — Thun andere Städte dasselbe, so muß der Theil von Amerika, wohin sich die Auswanderung wirt, ein rein deutscher werden. — So viel ist jedenfalls sicher: „Gut ist's und vernünftig, die freiwillige Auswanderung zu begünstigen und möglich zu machen, damit nicht ein Elend in unserm brodlosen und überbevölkerten Vaterlande eintrete, das eine „unfreiwillige“ Auswanderung von Vielen zur Folge hat.“

Maritätenkästlein.

○ Auf einen Pfälzer Pietisten Pfarrer lieft man in öffentlichen Blättern folgenden Steckbrief: „Größe, konnte noch zu keiner gelangen; Kopf, nicht viel; Haare, es ist kein gutes an ihm; Stirne, finster; Ohren, ziemlich lang; Augen, können das Licht nicht verragen; Nase, wirtert überall Unchristlichkeit; Wangen, werden nie schamroth; Mund, spricht selten die Wahrheit. Besondere Kennzeichen: geht zu Fuß und ist auf dem Rückwege begriffen; obgleich sein Fußwerk schlecht ist, macht er doch bedeutende Fortschritte im Rückschritt.“

○ In Heidelberg ist ein guter Witz auf die Nationalversammlung gemacht worden. Es wird alsdort ein Büchlein verkauft, das den Titel trägt: „Aktenmäßige Darstellung und Wirkksamkeit der deutschen Nationalversammlung, betreffend die Vertheidigung, Vertretung und Wahrung der Rechte des deutschen Volkes gegen die Gewaltshritte der badischen Regierung seit ihrem Bestehen bis auf die neueste Zeit.“ Wenn man aber Blatt um Blatt umkehrt, so findet man nichts als weiße, leere Seiten!

○ Schlechte Aussichten. Erster Polizeidiener: „Du — mir müße um Zulag einkomme. Dann guck, seit se dem Volk das Tuwackstraache uff der Gass erlabt hawe — hawe wir gar kan Ackerdenzie mehr!“

Zweiter Polizeidiener: „Ja, host recht. — Weiter hawe se uns nir geloffe, als die Handwerksborsch.“

○ Welche Bilder darf man verehren, aber nicht aufhängen? — Die Weibsbilder.

○ Die Zahnärzte in Deutschland sollen über Mangel an Verdienst klagen, weil es jetzt überall so viele Ausreißer gibt.

Auflösung der Charade in Nr. 70:
 P r o s t . R o s t . O s t .